

Im Morgengrauen ging es zum Verhör. Das war Teil ihrer Zermürbungsstrategie – die Gefangenen zu ungewöhnlichen Tageszeiten überraschend in die Vernehmungsräume zu zerren. Das Gefängnis lag praktisch noch im Schlaf. Mit erschreckendem Rasseln wurden die Schlösser der Zellentür geöffnet. Das metallische Geräusch klang immer aggressiv, hektisch, ungeduldig. Jemand schob die Riegel beiseite, einen oben, einen unten. So sicher waren wir verwahrt. Die schwere Tür bewegte sich. Moen zuckte zusammen. Doch er war nicht gemeint. Dieselben Kerle, die mich bereits mehrfach bearbeitet hatten, packten mich, holten mich heraus, stießen mich vor sich her, unsanft die Treppen hinunter, in den bekannten Raum. „Sie haben die Fahne beleidigt und werden sich jetzt bei ihr entschuldigen“, verlangten sie von mir. „Bei dieser hier?“, fragte ich verwirrt. Einer der beiden hielt mir einen Fahnenstift entgegen, an dem eine Hakenkreuzfahne befestigt

war. „Eigentlich bei der Fahne im Hof“, sagte er grimmig. „Wo Sie aufgegriffen wurden. Aber im Grunde bei allen Fahnen. Also entschuldigen Sie sich jetzt!“

„Ich entschuldige mich.“

„Bei der Fahne!“

Ich wiederholte es unter Andeutung einer Verbeugung in Richtung Fahne, sagte nochmals: „Ich entschuldige mich.“

„So nicht! Wenden Sie sich ganz der Fahne zu, verneigen Sie sich vor ihr und sprechen Sie laut und deutlich: *Fahne, ich entschuldige mich bei dir und zugleich bei allen anderen Fahnen!*“

Ich tat es.

„Knien Sie nieder!“

Was blieb mir übrig? Wenn ich eines gelernt hatte im Gefängnis, dann daß sie alles mit einem machen konnten.

„Küssen Sie die Fahne jetzt!“

„Küssen?“

„Nehmen Sie den Fahnensaum in die Hand und küssen Sie ihn!“

Ich wußte, daß Priester vor Altären niederknieten und sie küßten, in Heiligen Messen. Aber eine Fahne? Diese Fahne? Andererseits war mir klar,

daß jede Bemerkung über die Abartigkeit der Geste in Verbindung mit der Fahne mir nur Nachteile oder gar Schläge einbringen würde. Meinetwegen sollten sie ihr Schauspiel haben! Es war ja sonst niemand im Raum. Also nahm ich den Fahrensaum, um ihn zu küssen.

„Mit Hingabe!“

Ich küßte die Naziflagge so hingebungsvoll wie möglich.

„Mehr noch!“

Ich steigerte mich, sabberte an der Fahne herum, leckte wie ein Hund mit der Zunge an ihr.

Das schien den beiden zu gefallen. Jedenfalls amüsierten sie sich sehr darüber. Wenn sie nichts anderes von mir verlangten als die peinliche Fahnensabberei, sollte es mir egal sein! Glücklicherweise konnte ich ihnen nichts Wichtiges verraten, nichts preisgeben wie Moen. Nichts zu wissen und nichts preisgeben zu können, kann mitunter ein gewaltiges Privileg sein. Auch ich bin kein Held und wäre der Letzte, der Moen den Verrat seiner Mitkämpfer vorhalten würde. Wie es nun weitergehen sollte mit mir, ließen die Schergen offen. Ob ein Gerichtsprozeß auf mich wartete. Wie lange ich hier drin bleiben mußte. Stattdessen lachten

sie sich über mich halbtot. Diese Erichsens! Sie konnten sich kaum beruhigen.

„Was für ein Idiot“, kicherte der eine mit eunuchenhaft fistelnder Stimme, fast wie erstickend, unter Tränen.

Das Ganze war und ist mir ziemlich peinlich. Ich habe lange überlegt, ob ich Ihnen diese Szene überhaupt schildern sollte. Wenn das irgendwer erfährt, dachte ich, bin ich für immer erledigt! Ich kann mich nirgends mehr blicken lassen! Schließlich habe ich mich aber doch entschieden, es nicht für mich zu behalten. Ich finde, Sie haben ein Anrecht darauf, *alles* zu erfahren. Es steht Ihnen zu, daß ich offen zu Ihnen bin bis ins Detail. Immerhin sind Sie mir bis zu diesem Punkt gefolgt, haben mir Ihrerseits die gleiche Offenheit erwiesen. Daß Sie nicht längst aus der Erzählung ausgestiegen sind, ist mehr als ein wirklich großes Zugeständnis an mich. Es zeigt mir außerdem, daß Sie Mut besitzen! Sie konnten ja von Anfang an nicht wissen, worauf Sie sich einlassen, was alles auf Sie zukommen würde. Wie jemand, der am Eingang eines unbekanntes Höhlenlabyrinths entscheiden muß, ob er sich hineinwagt oder nicht. Ob er dem Winken eines seltsamen weißen Kaninchens folgt. Die meisten

Menschen sind nicht mutig, würden wohl eher zurückschrecken, igeln sich lieber in ihrer festgefügtten Weltsicht ein. In ihren Pflichten, wie Busch sagte. Was sie irritieren könnte, verdrängen sie, blenden sie aus, tun es als Wahnvorstellung ab, als Spinnerei. Ein Bierglas, das über den Tisch gleitet! Wer glaubt denn so etwas? Zeitreisen! Gebete! Nichts als Humbug, Scharlatanerie! Obwohl die Beweise nicht zu übersehen sind! Haben all die überzeugten Gelehrten, die Besserwisser, Ignoranten beispielsweise jemals nachgeforscht, wie viele Menschen regelmäßig spurlos verschwinden? Eine erschreckend große Zahl! Sie brauchen nur mal einen Blick in die offizielle Polizeistatistik werfen! Es ist kein Geheimnis! Was steckt dahinter? Unglücksfälle? Kapitalverbrechen? Suizide? Oder am Ende doch so etwas völlig Unvorstellbares wie Zeitreisen?

Schwer zu sagen, was da vor sich geht, wenn nichts zu finden ist. Keine Spuren, keine Hinweise, keine Überreste. Es gibt Orte, an denen es auffallend oft geschieht. Das Bermuda-Dreieck zum Beispiel. Davon haben Sie ganz sicher schon gehört. Oder das Michigan-Dreieck. Das Bennington-Dreieck. Die sind schon weniger bekannt. Der Hoia-

Baciu-Wald in Rumänien. Der Untersberg in den Berchtesgadener Alpen. Der Flinders Highway in Australien. Und viele, viele Orte mehr! Schlagen Sie in Büchern nach! Nutzen Sie das Internet! Sie werden staunen, worauf Sie alles stoßen! Am Angikuni Lake in Kanada verschwand ein ganzes Dorf. Kein Bewohner tauchte jemals wieder auf. Dasselbe Schicksal traf die Roanoke Colony, eine der ersten Einwanderersiedlungen in Amerika. Erkundigen Sie sich! Es ist alles dokumentiert. Auf den Flannan Isles vor Schottland wurden drei Leuchtturmwärter vom Erdboden verschluckt. In der Suvla-Bucht in der Türkei marschierte ein ganzes Bataillon Soldaten in eine seltsame Wolke hinein und gilt seitdem als verschollen. Das alles macht niemanden stutzig? Sehen Sie sich um! Es geschieht permanent! Überall auf der Welt. Mitten unter uns. Täglich. Jemand will nur kurz den Hund ausführen oder schnell zum nächsten Einkaufscenter – und wird nie wieder gesehen. Vereinzelt kehren lang vermißte Menschen plötzlich zurück. Was sie berichten, wird natürlich nicht für voll genommen. Oft leiden sie auch unter Amnesie, wissen selbst nicht, was ihnen widerfahren ist, oder können es nicht einordnen, nicht fassen, nicht beschreiben.

Es ist ja auch zu absurd! Wieder andere erscheinen auf völlig unerklärbare Weise wie aus dem Nichts. Ein gewisser Valiant Thor zum Beispiel sorgte in Amerika für Aufsehen, da er über ungewöhnliches Wissen verfügte und von sich behauptete, nicht nur aus einer anderen Zeit, sondern auch von einem anderen Planeten zu kommen. Der Geheimdienst nahm sich seiner an, da sehr schnell deutlich wurde, daß einige seiner Kenntnisse technologisch und politisch hoch brisant waren. Bis er auf rätselhafte Weise spurlos verschwand – aus einer verschlossenen Zelle! Ein ähnlich gelagerter Fall gelangte kurzzeitig an die Öffentlichkeit: 2006 soll in Kiew ein verwirrter Mann in altmodischer Kleidung aufgegriffen worden sein, der behauptete, aus den 1950er Jahren zu stammen. Er hatte Ausweispapiere der Sowjetunion bei sich. Man hielt ihn zuerst für einen durchgedrehten Landstreicher und steckte ihn in die Psychiatrie. Bis sich herausstellte, daß es tatsächlich in früherer Zeit eine Person seines Namens gegeben hatte, einen jungen Burschen, der ihm auf alten Fotografien auffallend ähnlich sah und an dessen unerklärliches Verschwinden sich seine Freundin, inzwischen 74 Jahre alt, noch allzu gut erinnerte. Auch

diesem Mann gelang es auf rätselhafte Weise, seiner Anstaltszelle zu entkommen.

Alles erfunden? Bloße Phantasie? Natürlich wird von offizieller Seite so getan. Wir sollen es nicht wissen, nicht erfahren. Man bringt bewußt gefälschte Anekdoten dieser Art in Umlauf, um sie dann öffentlichkeitswirksam zu entlarven und das Thema lächerlich zu machen, um damit auch die anderen, die wahren Ereignisse, in ein zweifelhaftes Licht zu rücken. Ich weiß jedenfalls, was ich weiß. Was ich erlebt habe. Und teile es Ihnen hier ausführlich mit. Ich glaube fest daran, daß jemand wie Nostradamus ebenfalls ein Zeitreisender gewesen sein mußte. Propheten überhaupt. Sie konnten ihre Aussagen über die Zukunft nur treffen, weil sie selbst aus der Zukunft stammten und auf irgendeine Art und Weise in die Vergangenheit geraten waren. Auch ich war ja in meiner Lage zu allen möglichen Prophezeiungen fähig. Wußte, was den anderen in meiner Zelle bevorstand. Wie dieser Krieg verlaufen würde. An welchem Tag genau er endete und wie es danach weitergehen würde in der Welt. Nur mein eigenes Schicksal lag für mich im Ungewissen. Ich konnte nur auf ein Wunder hoffen, mußte an ein Wunder glauben, wenn ich gerettet werden wollte.



Pfarrer Busch hatte uns erzählt, wie es dem Jünger Petrus gelungen war, seinem Kerker zu entfliehen. Obwohl man ihn in Ketten gelegt und die Zellentür verschlossen hatte, auch das Gittertor davor, alles bewacht von doppelten Posten. Ein Engel soll ihm im Verlies erschienen sein, ihn an den schlafenden Wachen vorbei hinauseführt haben, bis vor die Tore der Stadt. Man kann es glauben oder nicht – die Zelle war jedenfalls leer, wie Zeugen versicherten. Genauso wie bei Valiant Thor oder dem seltsamen Zeitreisenden aus Kiew. Konnte mir nicht auch ein hilfreicher Engel erscheinen, mich aus der Zelle befreien, zurück in meine Zeit bringen? Es mußte nicht mal ein Engel sein. Ein weißes Kaninchen wie bei Alice im Wunderland wäre mir genauso recht gewesen. Ich war bereit, alles zu akzeptieren, nur um diesem Zustand, der ja irgendwie an Wahnsinn grenzte, zu entkommen, zurückzufinden in meine gewohnte Normalität. Die Kostklappe wurde aufgerissen. So pervers es klingt – man freut sich darüber. Daß einem Nahrung zugeschoben wird. Die täglichen Rationen. Man wartet ungeduldig darauf, obwohl es der mieseste Fraß ist, den man sich denken kann. Wir wurden gefüttert wie Tiere im Zoo. Nur nicht

so üppig. In der Regel gab es morgens ein paar Scheiben Brot, einen Klacks Butter, einen Becher warmer Milch, mit Milchpulver angerührt, und eine Schüssel Grütze. Zum Sattwerden war das nicht genug und auch nicht gedacht. Der Kalfaktor und seine Gehilfen verteilten die Mahlzeiten und maßten sich dabei einen unverschämten, höhnisch-gehässigen Kommandoton an. Dabei waren sie auch nur Gefangene wie wir. Schon ertaunlich, wie Menschen sich verändern, wenn man ihnen Privilegien gibt, in diesem Fall die Herrschaft über die Kostklappe. Wir hatten keine Wahl. Der Hunger zwang uns zu essen, was immer sie uns hineinschoben. Der elementare Drang nach Nahrung ließ sich nicht ignorieren, nicht unterdrücken, nicht ausschalten. Genau betrachtet, ein erschreckend grausames Prinzip – der alles Lebende beherrschende Zwang, sich ständig ernähren zu müssen. *Fressen und gefressen werden*, wie man so schön sagt. Ein beängstigender Gedanke, daß einem Schöpfer nichts anderes eingefallen sein sollte als das – Hunger und der Kampf um Nahrung. Wir wollen nicht glauben, daß sich unser Leben darauf beschränkt. Daß das *alles* sein soll, worum es geht. Es erscheint zu billig, zu simpel, zu primitiv, um

es einfach so hinzunehmen, zu akzeptieren. Wir wollen keinem grausamen Kostklappen-Gott gehören. Das Leben muß mehr bedeuten! Uns einen Ausweg bieten, einen Sinn! Eine Wahrheit! Eine Erfüllung! Ein Ziel!

Hastig stopfte ich den Morgenfraß in mich hinein. Ich war jetzt nicht in der Lage, tiefergehend darüber nachzudenken, fühlte mich zerschlagen, ausgebrannt, fix und fertig. Nicht nur wegen des frühen Verhörs. Eine schlaflose Nacht lag hinter mir. Nach dem abgebrochenen Fliegeralarm war die Stimmung in der Zelle eher gedrückt geblieben. Busch und Moen hatten ausgiebig gebetet. Wie immer war der Pfarrer dann vor der Nachtruhe noch an das Abflußrohr herangetreten, um die üblichen Liedverse in die umgebenden Zellen zu senden: „Jesus meine Freude / Meines Herzens Weide, / Jesus meine Zier. / Mag von Ungewittern / Rings die Welt erzittern, / Mir steht Jesus bei!“ Das Unwetter, das sich draußen grollend angekündigt hatte, entlud sich in einem ungewöhnlich heftigen Gewitter. Der nachfolgende Regen zog sich bis tief in die Nacht. Wenn ich heute daran zurückdenke, fallen mir Worte Fernando Pessoa's ein. Ich habe die nächtliche Stimmung in der Zelle haar-

genau in einem seiner Bücher wiedergefunden. Verblüffender Weise! Als wäre er dabeigewesen. Das war er natürlich nicht. Seine Worte stammen aus einem völlig anderen Zusammenhang. Doch sie versetzen mich in das nächtliche Wachsein als Gefangener hinein. Jeder Satz trifft das Gefühl der Einsamkeit und der Verzweiflung jener Nächte, daß es mich selbst heute noch regelrecht schmerzt: *Die Stille erschreckt wie der Tod. Der Regen erleichtert wie Tränen. Das Schwert eines matten Blitzes schwingt düster durch den Raum. Ein Donner entlädt sich in die Tiefe. Die Nacht bricht in lautes Schluchzen aus. Eine Windböe peitscht gegen das Fensterglas. Das Wasser gleitet in Wellen über die Scheibe. Die umrißhaften Gegenstände im Raum teilen meine Schlaflosigkeit. Wandauf, wandabhuschen Traumfetzen über die dunklen Wände. Die Zeit verlangsamt sich ...*

Pessoa hat das Leben als große Illusion betrachtet, als *eine unwirkliche Episode unserer Phantasie, als einen Zustand luzider Benommenheit, in dem uns unsere Träume auf den Hinterhof unserer Seele führen ...*“

Vielleicht hatte er recht damit. Vielleicht befand ich mich ja genau dort: auf dem Hinterhof meiner

Seele, in einer unwirklichen Episode meiner Phantasie. Tatsächlich hatte meine Reise in die fremde Zeit auf einem ganz realen Hinterhof begonnen – dem Hinterhof von Georgs Kneipe.

Borchert fing jetzt leise zu schnarchen an. Aus seinen Büchern wußte ich, daß es ihm ähnlich ging wie mir. Daß er oft wachlag in den Nächten und sich Gedanken machte. Wie in seiner berühmten Story „Die Hundeblyume“ zu lesen ist: „Manchmal in der Nacht war etwas da, das aus den Ecken kroch und aus dem Dunkel auf mich zutrat. War ich nicht mehr allein? Ich fühlte, daß es atmete und wuchs. Die Zelle wurde dafür zu eng – so daß die Mauern weichen mußten vor diesem, das da war und das – ja, das ich Gott nannte. Aber dann sagte ich mir: Laß dich nicht besoffen machen, Menschlein, von der Nacht. Die Angst ist mit dir in der Zelle und sonst nichts. Die Angst und die Nacht. Dann kommt der Mond und leuchtet blaß die Wände ab. Die Zelle ist so eng wie je und Gott, den sie den Guten nennen, ist nicht da. Und das, was da war, was da sprach, war in dir selbst. Du warst es! Denn du bist auch Gott. Alle sind Gott, auch die Spinne und die Blyume. Gott ist das Leben – das ist alles ...“ Warum war jemand wie er, jemand der sich solche

Gedanken machte, hier eingesperrt? Warum saß zur gleichen Zeit irgenwo in weiter Ferne ein Dichter wie Solchenyzin in einem sowjetischen Gulag – nachdem die militärische Spionageabwehr ihn von der Front weg verhaftet hatte? Beide Dichter hätten sich theoretisch an der Front begegnen können. Die Waffen aufeinander gerichtet. Ich versuchte, mir das vorzustellen: wie die Dichter aufeinander schießen. Wie Solschenyzin Borchert tötet oder umgekehrt. Und keiner von beiden hätte etwas davon. Keiner von beiden war erpicht auf diesen Krieg. Beide waren sie nun Gefangene. Wie abertausende andere auch. Wie einer, ein weiterer Dichter, von dem wir jedoch nicht wußten, von dem ich erst später erfuhr. Ein zum Tode Verurteilter in einer Einzelzelle. So viel Platz hatten sie gerade noch, einen wie ihn zu isolieren, vor uns zu verstecken. Das sichere Ende vor Augen, brachte er Verse zu Papier, die einer jeden noch fühlen könnenden Seele nahegehen: „Heute war mir wieder zwischen Traum und Wachen / als hört’ ich Dein vertrautes Lachen / als spürt’ ich an der Wange Deinen Hauch / sag, Freundin, denkst du an mich auch?“

Mir ging es ähnlich. Manchmal zwischen Traum

und Wachen war mir so, als läge Sylvia neben mir, als duftete es plötzlich nach ihr, als streifte mich ihr Hauch. Hatte sie mich aufgegeben? In ihrer Firma, in der ganzen Stadt wimmelte es nur so von jungen, notgeilen Schnöseln, die darauf lauerten, bei einer attraktiven Frau wie ihr den Witwentröster zu spielen. Ich wollte mich aber nicht einer dämlichen Eifersucht hingeben, mich in sie hineinsteigern, zumal mir das nichts nützte. Mehr als vierzig Tage war ich nun schon drinnen. Die beiden Schergen hatten es mir verraten. „Sie haben hier jetzt vierzig Tage lang Kost und Logis genossen“, hielt mir der eine vor. „Dabei gehören Sie eigentlich an die Front! Ich frage mich, wieso Sie nicht dort sind. In welchem Wehrbezirkskommando wurden Sie gemustert? Wo ist Ihr Wehrpaß? Sie haben ihn bei sich zu tragen! Das wissen Sie doch! Sind Sie etwa desertiert? Oder wollen wehruntauglich sein? Vielleicht auf wehrunwürdig machen? Als Staatsfeind, Zuchthäusler, Geisteskranker? Wir finden es heraus! Als Mann vom Mond schlüpfen Sie uns jedenfalls nicht durch!“

Wie sollte ich beweisen, wer ich war? In meiner hoffnungslosen Lage kam ich auf verzweifelte, irrwitzige Ideen. Zum Beispiel Kontakt zu meinen

Vorfahren zu suchen. Irgendwo da draußen mußte schließlich die Familie meines Vaters leben. Aber was konnte mir das nützen?

Mein Vater würde zu dieser Zeit nicht älter als ein Schuljunge sein. Ich würde ihn und meine Großeltern wohl kaum davon überzeugen können, daß ich ihr späterer Sohn oder Enkel bin. Aber immerhin gab es sie, und ich gehörte zu ihnen. Kannte sie. Meines Wissens mußten sie in Breslau leben. Vielleicht standen sie ja im städtischen Telefonbuch? Höchstwahrscheinlich sogar. Mein Großvater war Architekt, sein Architekturbüro war sicher zu finden. Fest stand, daß er nicht wie die meisten Männer an der Front sein würde – weil er nicht kriegsverwendungsfähig war. Eine schwere Verletzung aus dem Ersten Weltkrieg hatte ihn früh zum Invaliden gemacht. Mit neunzehn Jahren auf einem Kanonenboot, das auf eine russische Seemine geraten war. Es gibt ein Foto in Marineuniform von ihm. Ich erinnere mich, daß es in meiner Kindheit als Wandschmuck im Schlafzimmer meiner Großeltern hing. Heute steht ein verkleinerter Abzug davon in einem Rahmen auf meinem Schreibtisch. Irgendwo habe ich auch noch ein paar andere Bilder aus jener Zeit, in schwarz-weiß



und leicht vergilbt, verbräunt, die unter anderem meinen Vater als kleinen Jungen zeigen, sechs oder sieben Jahre alt, in kurzen Hosen, brav gescheitelt. So etwa konnte ich in mir jetzt in Breslau vorstellen, während ich, sein Sohn, mich als erwachsener Mann hier in der Gefängniszelle befand. Mein Vater und seine Familie waren die einzigen Bezugspersonen, die ich hatte, in dieser skurrilen Welt, zu denen ich in einer persönlichen Beziehung stand, und die mir, ohne es jetzt wissen zu können, später einmal ihre Liebe schenken sollten. Ihrem Enkel, ihrem Kind, ihrem natürlichen Nachfolger. Der ihr Leben und ihr Schicksal kannte. Ob sie ahnten, daß sie bald fliehen mußten? Ich war ja Prophet. Ich sah es voraus. Ein irrer Stratege würde Breslau zur Festung erklären. Die Familie meines Vaters würde die Stadt verlassen, die für immer für Deutschland verlorenging. Im Flüchtlingsstrom suchten sie der nachrückenden Front zu entkommen, bis sie das Ende des Krieges schließlich im Bunker einer Brandenburger Dorfschule einholte. Mein Vater hatte mir die Szene anschaulich geschildert. Weiße Laken wurden draußen zum Zeichen der Kapitulation befestigt. Die Russen hätten es ignorieren und einfach Handgranaten

hineinfeuern können, um sicher zu gehen, auf keinen Hinterhalt zu stoßen. Doch sie nahmen das Risiko in Kauf, kamen die Stufen herunter, mit vorgehaltener MPI. Einer trat direkt auf meinen Vater zu und tat etwas Überraschendes: Er holte Sonnenblumenkerne aus der Hosentasche hervor und drückte sie meinem Vater in die Hand. Dann zeigte er, wie man die Kerne knackt und isst. Währenddessen mußten überall im Dorf die ersten Frauen den Siegern ihr Opfer bringen. Gehörte meine Großmutter auch dazu? Die Frage wurde nie gestellt. Jedoch die Chance, den zahlreichen nachfolgenden plündernden und marodierenden Soldaten zu entgehen, war für Frauen jeden Alters äußerst gering. Für meinen Vater jedenfalls begann in diesem Augenblick, in dieser Stunde, eine neue Zeit mit neuen Regeln. Man grüßte nicht mehr in der alten Weise, man lehrte andere Theorien. Nahrungsmittel gab es erstmal nur auf Marken. Zugeteilt wie an der Kostklappe im Gefängnis. Aber das war nicht wichtig. Der Krieg war vorbei! Ein ganzes Leben wartete ja noch auf ihn, breitete sich vielversprechend vor ihm aus. Ein glückliches, sehr erfülltes, wie ich glaube und zu behaupten wage. Bis er achtzig Jahre später in Demenz versank. Als

Dauerpflegefall in einem Heim. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er dort auf einer Bank im Korridor mit gepackter Reisetasche kauerte. In der Erwartung, abgeholt zu werden. Von wem? Wohin? Fragte man ihn, dann nannte er Orte, an denen er Jahre oder Jahrzehnte zuvor gewohnt hatte. Er hoffte wohl, noch irgendwie aus diesem Heim zu entkommen, aus dem Zustand, den er nicht begriff, aus der Zeit, die für ihn abgelaufen war, zurück in sein früheres Leben. Aber das ist nicht möglich. Man kann die Zeiten wechseln, so wie es mir ergangen ist, jedoch das eigene Leben nicht. Es läuft unaufhaltsam weiter, egal wo und in welcher Zeit man sich befindet. Die Uhr des Lebens, wie man so schön sagt, ist weder aufzuhalten, noch zurückzudrehen. So war auch ich, obwohl ich mich außerhalb meiner gewohnten Zeit befand, in der Vergangenheit, vor meiner Geburt, dennoch vierzig Tage älter geworden. Ein komplexes Phänomen, das unsere Vorstellungskraft herausfordert. Mein kranker Vater hatte leider keine Chance, in sein früheres Leben zurückzukehren, wartend auf der Bank im Korridor des Heims. Da er nicht übergriffig wurde, das Personal nicht belästigte und nicht störte, ließ man ihn einfach sitzen, stundenlang. Die Reisetasche auf dem Schoß.